

# In der Gewalt der Worte

Eine Kurzgeschichte von Sanela Tadić • 2 / 2022

---

Eine Frau, Mitte 50, sitzt allein in ihrem Auto. Auf dem Parkplatz einer Kirche. Sie ergreift mit Daumen und Zeigefinger den Rückspiegel, den sie justiert, um einen kurzen, prüfenden Blick auf sich selbst zu erhaschen. Ihre blonden, langen Locken liegen gleichmässig über ihren Schultern. Die Frisur sitzt, die Schminke ausgewogen. Mit ihrer dunkelblauen Bluse und ihrem eleganten, schwarzen Hosenanzug ist sie angemessen gekleidet. Angemessen für den Anlass. Nichts ist zu dick aufgetragen. Nur so viel, dass es im Auge des Betrachters angenehm und feierlich schön wirkt, dass nichts ihre Gedanken verrät, ihre Gefühle entlarvt, die heute nicht so angenehm und feierlich schön sind. Sie ist zufrieden mit dem, was sie im Rückspiegel sieht, auch wenn sie weiss, dass es albern ist, dass wir uns ständig dieser Prüfung unterziehen. Sie weiss – und jeder weiss es: Wir sind nicht das, was wir im Spiegel sehen. Wir sind das, was hinter unserer Haut passiert, und was dabei aus uns herauskommt. Worte, Gesten und Taten. Wir sind das, was wir uns und andere fühlen lassen. Aber wir müssen auch sein, was andere in uns sehen wollen. Das macht alles so kompliziert, wo es doch ganz einfach wäre.

Sie rückt den Rückspiegel wieder zurecht und muss jetzt für ein paar Minuten einfach nur vor sich hinstarren, sich unter ihre Haut verkriechen. Mit einem Gesicht, das zeigt, wie es ihr gerade geht, wer sie gerade wirklich ist. Nur für ein paar Minuten muss sie jetzt so sein dürfen. Für sich allein. Dann wird sie wieder ein mitfühlendes, freundliches und lebensbejahendes Gesicht aufsetzen, das zum Dresscode ihres Berufs gehört. Ihre Aufgabe ist es, Trost und Hoffnung zu spenden, die richtigen Worte, die passende Stimme für das Unaussprechliche und Ungesagte zu haben. Sie ist jemand, mit dem eigentlich niemand was zu tun haben will, und doch ist jeder froh, dass es Menschen wie sie gibt, wenn man sie braucht: Trauerredner. Selten hält sie auch Hochzeitsreden, die übernehmen Angehörige gern selbst. Trauern *und* reden aber ist für die meisten Menschen unvereinbar. Und doch muss man etwas sagen, wenn jemand stirbt, wenn man trauert. Wenige schaffen das. Andere fühlen zu lassen, was sie gerade fühlen wollen: Trost und Hoffnung – angesichts des Untröstlichen und Hoffnungslosen.

An diesem Morgen fällt es auch ihr, der erfahrenen Trauerrednerin, schwer zu reden. Sie ist zu sehr bei sich als bei den Angehörigen. Das darf nicht sein, aber es ist so. Sie ist vor ein paar Tagen zu einer Freundin gezogen. Vorübergehend. Bis sie eine neue Wohnung gefunden hat. Was Kleines. Nur für sie. Oder wie ihr Mann sagen würde: Sie hat ihn einfach verlassen,

will jetzt von ihm geschieden werden, hat alles hingeschmissen, alles aufgegeben. So empfindet sie es aber nicht, eher so, dass sie zu sich selbst zurückgekehrt ist, wieder zu sich gefunden hat. Das ist das Gegenteil von Hinschmeissen und Aufgeben. Es fühlt sich gut an, aber auch traurig, dass sie ihn entbehren, ihn von sich trennen kann, ihn anders und besser lieben kann, im Wissen, dass sie *hier* und er *dort* ist.

Bald werden sie beide auch dieses Stigma haben. Das Stigma der Geschiedenen. Als sie noch zusammenlebten, konnten sie es vor anderen gut verbergen, dass sie zusammenbleiben wollen, aber es längst nicht mehr sind, dass sie einander lieben und miteinander glücklich sein wollen, aber nur noch wollen und nicht mehr können. Alle, die sie kennen, haben auch genau das in ihnen gesehen, was sie ihnen gezeigt haben: Das schöne Paar, das sie beide sein *wollten*, das man gern im Spiegel betrachtet. Bei Paaren, die glücklich wirken, schauen Menschen nicht so genau hin, weil sie dem Anblick von Glück ohnehin nicht trauen, weil sie im Stillen nicht an so viel Liebe glauben, oder weil sie nicht etwas sehen wollen, was sie selbst nur vortäuschen.

Und alle diese Menschen, die sie als das schöne Paar kennen, werden jetzt von ihrer Wunde wissen, sie erst mitfühlend bedauern, sie dann unerträglich lange und offen um diese Wunde bemitleiden, und schliesslich heimlich verurteilen: Wie lange haben sie uns schon was vorgemacht? So ein tolles Paar waren sie also gar nicht! Alles nur Fake? Nun wissen es alle: dass sie nichts Besseres sind. Schlimmer noch: dass sie in ihrer Ehe total gescheitert sind. Vor aller Augen gescheitert. Sie werden sich scheiden lassen, nicht zusammen alt werden, allein bleiben oder sich aus Einsamkeit an andere binden und wieder trennen. Vielleicht werden sie ihr Leben lang zu diesen Geschiedenen gehören, zu den geschädigten Verlierern der Liebe, bei denen keine Beziehung auf Dauer hält, weil es mit ihnen keiner auf Dauer aushält.

Sich *scheiden* lassen und dann *geschieden* sein. Das klingt so nach vorbestraft sein. Jemand muss diese Worte mit genau dieser Absicht mal erfunden haben, damit sie ein bisschen wie ein Vergehen klingen, auf das der sichere Tod jeder neuen Liebe folgt. Und es fühlt sich auch tatsächlich ein bisschen wie ein langes Sterben an, wenn zwei Menschen sich eingestehen müssen, dass sie sich selbst getäuscht haben, dass ihre Liebe nie gross, nie tief genug war, oder dass sie nur für eine Freundschaft reicht, nicht genug für mehr, und sie ihre Beziehung, ihre Ehe wieder auflösen sollten. Später bekommen sie dann die klare Botschaft dieser beiden Worte zu spüren: Du hast Dich *scheiden* lassen. Du bist *geschieden*. Fürs Leben gezeichnet. Du bist auch nicht mehr die oder der Jüngste. Vielleicht wirst Du wieder zur Liebe fähig sein und es wagen nochmal zu heiraten, aber pass auf und denk dran: Du bist schon mal gescheitert. Du bist schon mal gestorben.

Für einen Moment stellt sie sich vor, es gäbe Trauerfeiern für die Liebe. Sie muss lachen, als sie kurz im Kopf eine todernste Priesterstimme reden hört:

»Wir haben uns heute hier versammelt, um von der Liebe zwischen X und Y, die irgendwann friedlich dahingeschieden ist, Abschied zu nehmen.«

Amüsiert von ihrer Fantasie kichert sie vor sich hin – und erschrickt plötzlich, als sie ein Auto auf den Parkplatz vorfahren sieht. Es ist der Mann der Verstorbenen mit seiner Tochter und seinem Sohn. Die ersten Trauergäste, für die sie heute ihre Rede halten wird. Ihr Auto parken sie direkt neben theirs. Sie muss sich jetzt zusammenreißen. Weg von der Scheidung kommen – und zurück zum Tod. Ihr Gesicht verwandelt sich in ein Gesicht, das für trauernde Angehörige bestimmt ist. Sie winkt ihnen zu. Sie winken zurück. Noch ist sie innerlich nicht bei ihnen. Nur mit ihrem Gesicht. Dabei ist sie bewusst früher gekommen, um ganz da zu sein, wo sie sein sollte. Sie ist immer früher da als die Trauergäste. Heute Morgen aber war sie besonders früh da, um im Auto noch etwas länger bei sich zu sein, bevor sie bei so vielen anderen sein würde, die nur das von ihr sehen, was sie im Spiegel sieht.

Vielleicht liegt es auch an der Trauerfamilie, dass sie heute nicht so recht mit dem Herzen dabei ist. Sie ist zufrieden mit ihrer Rede, die sie vorbereitet hat, aber ihr fehlt die tiefe Überzeugung für die Worte, die sie für diese Verstorbene und ihre Angehörigen gefunden hat. Ihre Rede ist schöner als die Realität, findet sie. Zu dick aufgetragen, zu sehr geschminkt. Fast so, als hätte sie – die Trauerrednerin – sich selbst mit ihren eigenen Worten trösten wollen, sich selbst Hoffnung spenden wollen, dass das, was sie über die Verstorbene und ihre Familie sagen würde, wahr ist. Vielleicht ist ja doch alles viel schöner als es scheint. Sie glaubt aber nicht wirklich daran. Nicht heute. Und sie glaubt auch nicht, dass die Trauergäste es glauben werden.

\*\*\*

Sie steigt jetzt aus und begrüsst die Angehörigen auf dem Parkplatz, um sie in die Kirche zu begleiten. Zum geschmückten, geschlossenen Sarg, zu den Kerzen und Blumenkränzen, zu all dem, wofür sie mit der Bestatterin zusammen zuständig ist. Während sie so gemeinsam auf das Unausweichliche zugehen, fällt ihr wieder ein, was der Ehemann sagte, als er sie telefonisch kontaktiert hatte: »Meine Frau ist *dahingeschieden*. Jemand sollte was dazu sagen.« Diesen scheusslichen Satz hörte sie von ihm. Und dieses Wort, das er benutzte, löste in ihr einen unerwarteten Ekel aus. Sie wusste sofort, dass sie diesen Mann, ihren neuen Klienten, nicht mögen wird, dass es einer dieser schwierigeren Aufträge werden würde. Ausgerechnet in derselben Woche, als sie zu ihrem Mann sagte, dass sie *geschieden* werden sollten. Seltsam,

wie im Leben manchmal alles zusammenkommt, wie sich Worte und Ereignisse zu *einem* Thema verknüpfen können, dass sie einem wie Hinweise vorkommen. Auf etwas, dem man sich stellen muss, wie einem ungeschminkten Spiegelbild, das einem morgens alles zeigt, wie es ist, bevor man auch nur irgendeine Farbe in die Hand nehmen kann.

»Wer war Ihre Frau?« fragte sie ihren Klienten, als sie einander in seinem Wohnzimmer gegenüber saßen. Er riss die Augen auf. Sein Blick wanderte über Wände, Bilder, Möbel und Gegenstände im Raum. Er ging auf die 70 zu und wirkte verloren, aber gefasst. Seine Tochter und sein Sohn, beide in ihren 40-ern, saßen neben ihm auf dem Sofa. Niemand weinte, aber das allein hat nichts zu bedeuten.

»Na, sie war eben meine Frau«, sagte der Mann schliesslich. Seine Kinder versuchten ihm zu erklären, dass er ihre Mutter schon etwas genauer beschreiben muss, wenn jemand Aussenstehender etwas über sie sagen soll.

»Ja, ja, ich weiss schon... schwierig sowas, macht man ja nicht jeden Tag« erwiderte er schnaubend.

»Ich stelle die Frage anders«, sagte die Trauerrednerin geduldig und ruhig. »Was würden Sie gern über Ihre Frau hören? Was sollten alle Trauergäste hören? Was sollte allen über Ihre Frau im Gedächtnis bleiben?« Er schwieg eine Weile. Seine Kinder wurden unruhig. Man sah ihnen an, dass sie gern das Wort übernommen hätten, aber es schien so, als ob ihr Vater – der Herr im Haus – unbedingt das Gespräch führen wollte, aber nicht konnte.

»Sie war... eine gute Ehefrau«, sprach er dann, »eine gute Mutter. Auf sie war immer Verlass. In diesem Haus war immer alles tadellos. Möge sie in Frieden ruhen.« Was er da sagte, sagte er feierlich und aus tiefster Überzeugung. Seine Kinder warfen einander peinlich berührte Blicke zu.

Sie, die Trauerrednerin, die schon mit so vielen trauernden Klienten auf einem Sofa oder an einem Tisch sass, verspürte heute das Bedürfnis, einfach aufzustehen und zu gehen. Wären die Tochter und der Sohn des Mannes nicht gewesen, hätte sie es getan. Auf die Gefahr hin, dass sie sich irrte und den Mann tief verletzen würde. Trauernde zu verurteilen ist sehr gefährlich. Es gibt nicht *die* Trauer und auch keine *normale* Trauer. Es gibt sogar die Trauer, die Trauernden gar nicht bewusst ist. Sie weiss das und blieb sitzen. Bei dem Mann, dessen Ehefrau *dahingeschieden* ist, und für den diese Tatsache etwas Lästiges zu sein scheint, und dass jetzt etwas getan werden muss, damit die Dahingeschiedene wirklich weg – von ihm geschieden, aus den Augen – ist – und mit ihr der Tod.

Und wie sollte sie nun, nach diesem Urteil, das sie über diesen Klienten heimlich gefällt hatte, eine Rede vorbereiten, die Trost und Hoffnung spendet? Auf einmal sah sie das Wort

*Scheidungsurteil* im Kopf vor sich. Auf einem Blatt Papier. Die übrigen Zeilen waren unscharf. Sie war innerlich zu sehr bei sich, merkte sie erschrocken. Sie war nicht dort, wo sie sein sollte, wo sie nicht urteilen, nur mitfühlen sollte.

An diesem Tag spürte sie, dass sie mit ihrem Mitgefühl an ihre Grenzen stiess, dass ihr Mitfühlen irgendwie kehrt machte und in *ihre* Richtung ging, zu ihr. Zu dem, was *sie* fühlte. Sie kam nicht dagegen an. Das muss sie doch! Sie wusste, dass sie sowas können muss, dass sie das auch kann, und doch kamen die nächsten Worte, die sie an ihren Klienten richtete, ganz von selbst aus ihr heraus.

»Wenn ich Sie frage, wer Ihre Frau war, dann meine ich ganz konkret den *Menschen* und die *Frau*, die sie war«, erklärte sie. »Sie war ja nicht bloss Ihre Ehefrau, nicht bloss eine Mutter und Hausfrau, verstehen Sie?« Der Mann sah sie ausdruckslos an. Seine Kinder blickten zu Boden. »Welche für sie typischen Eigenschaften hatte Ihre Frau? Woran glaubte sie? An welchen Werten orientierte sie sich? Wovon träumte sie und welche Träume erfüllte sie sich? Wen und was liebte sie auf dieser Welt und was eher nicht? Solche Dinge meine ich...«

Mit Wonne sprach sie diese Sätze aus, ihm direkt in die Augen sehend. Ungeduldig, ohne Taktgefühl, ihn herausfordernd – ihn mit purer Absicht überfordernd. Im vollen Bewusstsein, dass sie nicht mehr professionell war, dass ihr Urteil über diesen Mann in ihrer Stimme mitschwang. Stellvertretend für alle diese Klienten, die keine Ahnung von ihren Verstorbenen hatten – und noch weniger von ihnen wissen wollten, nachdem sie verstorben waren. Der Mann riss wieder die Augen auf, wie schon bei ihrer ersten Frage. Diesmal wanderte sein Blick nicht durch den Raum. Sein Blick blieb an ihrem haften, und seine Augen verengten sich.

»Was Sie alles wissen wollen!« rief er aus. »Wollen Sie etwa ihre ganze Biografie dort verlesen?« Wuchtig erhob er sich vom Sofa, lief eilig zur Haustür, die er aufriss und sie zuknallen liess. Er war einfach gegangen und liess sie dort sitzen. Sie, die gerade noch dasselbe tun wollte wie er. Die Tochter und der Sohn gaben sich grosse Mühe, sich an seiner Stelle bei ihr zu entschuldigen. Sie entschuldigte sich auch.

»Dürfen wir Ihnen für Ihre Rede alles aufschreiben und es Ihnen dann mailen?« fragte der Sohn. »Ich glaube, es ist in diesem Fall das Beste.«

»Gern, sofern Ihr Vater das noch von mir wünscht«, antwortete sie und hoffte inständig, dass er es nicht mehr tut.

»*Wir* wünschen es«, sagte die Tochter bestimmend. »Wir wollen keinen Priester. Das hätte unsere Mutter nicht gewollt. Sie glaubte an Gott, aber sie mochte die Kirche nicht. Aber eine Frau wie Sie hätte sie gemocht, und dass eine Frau wie Sie eine Rede für sie hält. Das hab ich vorhin gedacht, als Vater rausmarschiert ist.«

»Eine Frau wie ich?«

»Ja, Sie nennen die Dinge beim Namen. Sie sind so... selbstbewusst, wirken so mutig, unabhängig und stark, aber man spürt auch, dass sie ein gutes Herz haben.«

»Vielen Dank!« sagte sie verlegen. Sie fühlte sich schuldig, da sie erst vor ein paar Minuten noch ein böses Herz hatte.

»Wissen Sie...« die Tochter zögerte. »Unsere Mutter hatte ein sehr grosses, ein sehr gutes Herz, aber sie war nicht sehr mutig. Sie fügte sich immer und schaute, was Vater, was wir, was andere wollen, und was andere Leute denken. In die Kirche ging sie auch bloss, weil es sich so gehört, weil Vater findet, dass gute Menschen in die Kirche gehen sollten. Ich glaube, sie wusste auch gar nicht, was sie selbst wirklich wollte, weil sie zu wenig darüber nachdachte. Sie gönnte sich auch nichts.«

»Ich verstehe.«

»Und was unseren Vater angeht...«, sagte nun auch der Sohn, mit unsicherem Blick an die Schwester gewandt. »Er ist auch... ein *guter* Mensch. Glauben Sie mir! Nur... Gefühle zu zeigen oder sie auch bei anderen zu bemerken, ist nicht so seins. Er geht dann weg, wie gerade eben. Unsere Eltern hatten es immer gut miteinander, aber...« Auch er zögerte plötzlich. »Wir hatten nie wirklich das Gefühl, dass sie unsere Eltern sind. Wissen Sie, was ich meine?«

»Ich bin mir nicht sicher...«, erwiderte die Trauerrednerin überrascht.

»Also, ich meine... wir wissen natürlich, dass sie unsere Eltern sind, aber zwischen ihnen war irgendwie nie mehr als zwischen mir und meiner Schwester. Sie wissen schon... Sie wirkten einfach nie wie ein Paar. Meine Schwester und ich sind sogar inniger und liebevoller miteinander, als sie es jemals waren. Viel Respekt war da, aber wenig Liebe. Das fanden wir immer komisch.«

»Und wie es passieren konnte, dass wir gezeugt wurden...«, bemerkte die Schwester schmunzelnd. »Es ist ein Wunder, dass wir überhaupt auf der Welt sind!« Sie blickte gottesfürchtig zur Decke. Alle drei mussten lachen. Alle drei hatten schon länger nichts mehr zu lachen.

Sie redeten noch eine Weile. Da sie aber jeden Moment erwarteten, dass der Vater wieder zurückkommen würde, vereinbarten sie, dass sie der Trauerrednerin noch einen Text über ihre Mutter schicken werden. Die Tochter und der Sohn hatten ihr schon die Hand zum Abschied gereicht, als sie sich mit fragenden Blicken anschauten und gleichzeitig wortlos auch eine Antwort gaben.

»Wir hätten da noch etwas für Sie«, sagte der Sohn. Seine Schwester ging zu einer Kommode, aus der sie ein Fotoalbum hervorholte. Sie schlug die letzte Seite auf, von der sie ein Porträt ihrer Mutter entnahm und einen weissen Umschlag.

»Dieses Bild könnten Sie in der Kirche verwenden« sagte die Tochter. »Und in diesem Umschlag...«, sie zögerte wieder. »Vater hat ihn gefunden, als wir neulich diese alten Fotos anschauten. Er hat das Blatt Papier rausgeholt und den Text gesehen, den unsere Mutter von Hand geschrieben hatte. Gelesen hat er ihn nicht. Aber wir. Es ist ein Gedicht, das sie mal irgendwo entdeckt haben musste und es aufschrieb. Wir haben es gegoogelt. Sehr sorgfältig hat sie es aufgeschrieben. In einer schönen Handschrift. Man sieht, dass sie sich Mühe gegeben hat. Sie hat es auch datiert. Vor 20 Jahren war das... in ihren 50-ern. Unglaublich! Und wir finden es erst jetzt.« Die Augen der Tochter funkelten. Sie fühlte einen unerwarteten Stolz auf ihre Mutter.

»Wir finden, dass Sie es vorlesen sollten«, sagte der Sohn. »Das hätte ihr gefallen, aber es wäre auch ziemlich... unkonventionell, etwas gewagt für eine Bestattung. Für die Kirche.«

Sie, die Trauerrednerin, mag es unkonventionell und gewagt, und sie nahm den Umschlag mit einer aufrührerischen Vorfreude entgegen.

»Spannend! Ich freue mich schon drauf, es zu lesen«, sagte sie. »Den Text kriegen Sie natürlich wieder. Sie erleichtern mir meine Arbeit wirklich sehr! Ich danke Ihnen für dieses offene, wirklich berührende Gespräch. Wir hören und schreiben uns ja noch. Grüßen Sie Ihren Vater von mir!«

\*\*\*

Das Unausweichliche sehen sie heute vor sich, am Tag der Beerdigung, als sie gemeinsam mit der Trauerrednerin in der Kirche stehen und auf den Altar zugehen. Nur ihre Schritte sind zu hören. Dann flüstert ihr Klient seinen Kindern zu, dass er die Kirche noch nie leer gesehen hat. Auch die Tochter flüstert etwas, dass alles wunderschön aussieht. Der Sarg, die Kränze, die Blumen, die Kerzen und das eingerahmte Bild ihrer Mutter. Mit einem bescheidenen Lächeln sieht sie, die Verstorbene, ihnen aus dem Bild entgegen, als sie die erste Reihe der Sitzbänke erreichen. Sie setzen sich noch nicht. Ihr Klient prüft umständlich den Sarg, als würde er ihn zum ersten Mal sehen, als hätte er ihn nicht selbst ausgesucht. Er bückt sich mehrmals und umkreist den Sarg, wie man ein gebrauchtes Auto umkreist und prüft, ob es nicht irgendwo Kratzer, Beulen oder einen geplatzten Reifen hat. Dann legt er eine Hand sachte auf das Holz und streicht kurz drüber. »Gut«, sagt er. »Es sieht alles gut aus.«

Jetzt treffen weitere Angehörige und Trauergäste ein. In Gruppen oder einer nach dem anderen. Sie begrüßen den Ehemann und die Kinder der Verstorbenen. Auch der Trauerrednerin wird höflich die Hand gereicht. Sie bekundet jedem ihre Anteilnahme und schaut ihnen zu, wie sie zärtliche und tröstende Gesten untereinander austauschen, sich umarmen und gut zureden. Junge und alte Menschen, auch ein paar Kinder und Jugendliche sind da. Wie oft hat sie das schon gesehen und war auch schon selbst eine von ihnen. An Trauerfeiern, an runden Geburtstagen, Hochzeiten und Taufen zeigen wir Menschen am meisten Liebe oder man erkennt unsere Liebe daran, dass wir uns zurückhalten, nicht aufdringlich und überschwänglich oder gar peinlich sein wollen. Lieber distanziert als zu liebevoll zu sein. In der Zeit dazwischen leben die meisten von uns für sich. Wir treffen und besuchen einander zwar, aber diese Begegnungen werden nicht so tief empfunden wie an diesen besonderen Anlässen, als würde die Zeit dazwischen weniger zählen, wo es doch genau umgekehrt ist. Seltsam unbelehrbare Wesen sind wir. Nie werden wir ausgelernet haben. Weder vom Leben noch vom Tod.

Während die Trauergäste langsam ihre Plätze auf den Sitzreihen einnehmen, versucht sie, ihre Rede innerlich durchzuspielen. Sie schweift dabei immer wieder ab, was ihr Sorgen bereitet. Wird sie überzeugender sein als ein Angehöriger oder ein Trauergast? Sie bezweifelt es heute. Noch immer ist sie innerlich mehr bei sich. Hätte sie ein böses Herz, würde sie jetzt allen davonlaufen, die Kirche und die Trauernden verlassen, alles hinschmeissen, aufgeben, um sich ganz egoistisch selbst aufzufangen. Das kann man aber nicht immer tun. Eine Trauerrednerin kann das nie. Und ihre Zweifel wachsen ihr jetzt über den Kopf. Sie gerät in Panik. Niemand kann das sehen. Niemand weiss das. Nur sie weiss es. Wie sie plötzlich alles in Frage stellt. Als wäre nichts mehr gut und richtig an ihr, weil sie sich getrennt hat und sich scheiden lassen will. Was hatten die Tochter und der Sohn der Verstorbenen zu ihr gesagt? Dass sie mutig sei, selbstbewusst und stark. Jemand, den ihre Mutter gemocht hätte. Aber was ist denn nun mit ihr los? Wo sind diese Eigenschaften jetzt hin? Oder waren sie auch immer nur Fake?

Wozu brauchen wir überhaupt Trauerredner? Das fragt sie sich jetzt tatsächlich. Kurz bevor sie Trost und Hoffnung spenden soll. Aber wie konnte es dazu kommen, dass es einen Beruf dafür gibt? (Wird es in Zukunft etwa auch Liebeserklärer und Trennungvermittler geben?) Warum fehlen uns die Kraft und die Worte, um unsere Verstorbenen und unsere Gefühle zu beschreiben? Vielleicht weil wir es nicht ertragen können, dass wir die richtigen Worte nie zu ihren Lebzeiten ausgesprochen haben? Sie deutlich ausgesprochen haben, wie man sie für gewöhnlich nur dann sagt, wenn diese Menschen gerade nicht da sind – oder nie mehr da sein

werden. Die richtigen Worte sagen, die wir wirklich meinen. Mit dieser zu unseren Gefühlen passenden Stimme und einem Gesicht, das diesen Menschen zeigt, was und wie viel sie uns bedeuten. Das tun wir aber viel zu selten. An Geburtstagen und Hochzeiten sind wir da etwas grosszügiger, mutiger, aber sonst? Und dann stirbt jemand, den wir entbehren, ihn für immer vermissen müssen, und begreifen, wie sehr wir ihn geliebt haben, was wir ihm alles sagen und zeigen wollten, und dass er sterben musste, um uns das fühlen zu machen.

Und eigentlich ist es doch gar nicht der Tod selbst, der uns so zu schaffen macht. Nein, es ist dieses tief sitzende, zugeschüttete Wissen in uns, dass wir immer so gelebt haben und weiterhin so leben, als gäbe es ihn nicht, den Tod. Nicht für andere und nicht für uns. Wenn er dann da ist, sind wir für jede weitere Stunde dankbar, für jede Minute und jede Sekunde, nachdem wir Jahre, vielleicht Jahrzehnte an die falschen Dinge, Ziele und Menschen verschwendeten, uns oft auch langweilten, die Zeit uns nicht schnell genug verstrich, während wir unsere Lebenszeit für unerschöpflich hielten, weil wir vom Tod nichts wissen wollten. Davon, dass er es ist, der uns früher oder später vom Leben scheidet. Und nein: *Sie* will es einfach nicht. *Sie* will nicht warten, bis der Tod es sein wird, der sie und ihren Mann voneinander scheidet. *Sie* will jemanden noch auf diese leichte, mühelose Art lieben, ohne es zu wollen, einfach nicht anders können, als zu lieben, sich an jemandes Dasein so sehr zu erfreuen, ihn nicht mehr entbehren zu können, dass sie ihm alles sagen und zeigen *muss*, was er sie fühlen macht.

Alle Trauergäste haben jetzt auf den Sitzbänken Platz genommen und blicken erwartungsvoll auf den Altar, wo sie steht. *Sie* – die Aussenstehende – die in diesem Augenblick nicht mal mehr bei sich ist. Nirgendwo ist sie. Weder bei sich noch bei diesen traurigen Menschen. Beides muss ihr wieder gelingen. Irgendwie... wie nur? *Sie* muss jetzt schaffen, was so viele Trauernde nicht schaffen, die jemanden wie sie brauchen. Da fällt ihr ein Trick ein, den sie anwenden könnte. *Sie* erinnert sich an ihre Fantasie, die sie vorhin im Auto hatte, als sie noch ganz bei sich war. Die Fantasie von der Trauerrede, die für ihre Liebe gehalten wurde. Diese Gefühle, diese Trauer um ihre Liebe, will sie in ihrer Stimme mitschwingen lassen, während ihre Worte die Verstorbene und ihre Angehörigen meinen. So wird beides überzeugend und wahr sein: was sie fühlt und was sie sagt. Ja, so könnte es ihr gelingen.

*Sie* beginnt ihre Rede und gibt diesen Menschen, was sie sehen und hören wollen, die nicht mitkriegen, dass auch sie hinter ihrer Haut Abschied nimmt. Ohne sich zu trösten, ohne zu hoffen. Im schonungslosen Bewusstsein darüber, dass es beides für endgültige Abschiede nicht

gibt, und dass man sich manchmal selbst das Herz brechen muss, um wieder zu merken, zu fühlen, dass man eins hat. Für ein neues Leben *danach*.

\*\*\*

Auf das letzte Wort ihrer Rede, das sie ausspricht und lange genug schweigt, um jeden wissen zu lassen, dass es das letzte war, durchdringt ein Klatschen die sonst so stille Kirche. Es kommt von einzelnen Trauergästen und verstummt schnell wieder. Köpfe werden schamvoll gesenkt, nachdem andere Köpfe sich in ihre Richtung gedreht hatten. Taschentücher werden in die Hände genommen und über Gesichter gestrichen. Auch die Trauerrednerin hat Tränen in den Augen, die sie aber zurückhalten kann. Sie blickt zu ihrem Klienten in der ersten Reihe, der mit weit aufgerissenen Augen wieder den Sarg fixiert. Seine Tochter neben ihm weint und schluchzt. Ihr Bruder hat schützend einen Arm um sie gelegt. Jeder kennt das, bei sich oder bei anderen, wenn Tränen furchtbar lästig werden, besonders wenn sie ungebeten laut fließen, uns allem und jedem ausliefern, und sich um vernünftige Gedanken nicht scheren.

Ein Priester übernimmt jetzt das Wort und ladet die Trauergäste dazu ein, ihm und der Verstorbenen zum Grab zu folgen. Er trägt eine cremefarbene Robe über seinem schwarzen Gewand. Ein grosses Kreuz hängt um seinen Hals. Bestattungsmitarbeiter rollen nun den Sarg aus der Kirche zum Friedhof, gefolgt vom Priester, der ein Henkelgefäss mit Weihwasser trägt. Hinter ihm die nächsten Angehörigen und Trauergäste. Die Trauerrednerin schliesst sich dem Trauerzug am Schluss an. Sie gehen alle still zu der Stelle, an der kein Gras und keine Blumen sind, wo aus Gras und Erde ein genau ausgemessener Raum geschaffen wurde. An dieser Stelle wird der Sarg angehoben und sachte neben das offene Grab abgelegt. Auf der gegenüberliegenden Seite wartet ein Erdhügel, um wieder dorthin zurückzukehren, wo er hergekommen ist. Der Trauerzug umkreist die Grabstelle. Der Priester stellt sich vor das Kreuz auf der Kopfseite des Grabes, auf dem bereits der Name der Verstorbenen steht, und die Jahreszahlen ihrer Lebenszeit. Die Trauerrednerin stellt sich neben den Priester, tritt aber einen Schritt zurück. Ihnen gegenüber am Fussende stehen allen voran der Ehemann, die Tochter und der Sohn. Die Sonne scheint nicht, aber es regnet auch nicht. Das Wetter ist grau und unscheinbar, wie an Tagen, die einem genauso grau und unscheinbar vorkommen, wenn sich unser Gemüt am Wetter orientiert.

Der Priester spricht ein paar Worte über die tiefe Gläubigkeit der Verstorbenen, die regelmässig und gern in der Kirche gesehen wurde. Dann liest er eine Stelle aus der Bibel, die

alle Anwesenden darauf einstimmen soll, dass der Sarg jetzt in die Erde gelegt und von ihr zugeschüttet werden wird. Die Männer, die den Sarg dort abgelegt haben, tun das auch gleich. Eingespielt und routiniert wird er mit Seilen hinabgelassen. In den für ihn bestimmten Raum. Ein ergreifender, beklemmender Moment, als das Holz die Erde berührt, um in ihr zu bleiben. Der Priester nutzt diesen Moment, um der Verstorbenen den letzten Segen zu spenden. Mit Worten und diesem Weihwasser aus seinem Henkelgefäß. Er sieht dabei so aus, als würde er Salz streuen. Während er spricht, hebt er über dem Grab seine rechte Hand zum Himmel gerichtet und zeichnet mit ihr in der Luft ein Kreuz. Er glaubt, dass er so den Segen Gottes weitergibt, ihn weitergeben muss, dass dieser Segen nicht einfach so da ist und immer schon da war, dass man dafür in die Kirche gehen muss, wo Gott *ihn*, den Priester, beauftragt hat, für ihn zu sprechen und zu segnen. Das glauben viele Menschen. In allen Gotteshäusern.

Den Trauernden wird jetzt die Gelegenheit gegeben, eine Handvoll Erde ins Grab zu werfen, bevor es zugeschaufelt wird. Der Ehemann und die Kinder der Verstorbenen tun es zuerst. Sie werfen diese symbolische Handvoll Erde und einzelne, weisse Rosen. Sie alle tun es. Einer nach dem anderen. Mit diesem unbequemen Gefühl, das Grab ähnlich wie eine Sanduhr zu füllen, die sie alle unbemerkt auch in sich tragen. Jeden Tag wird diese Sanduhr in uns gefüllt. Je älter wir werden, desto schwerer fühlt sie sich an, und wir haben keine Ahnung, wie viel unsere Sanduhr noch fassen wird.

Jetzt ist der richtige Moment, denkt die Trauerrednerin, als jeder am Grab an der Reihe war, seinen symbolischen Beitrag zur Bestattung zu leisten. Der Ehemann der Verstorbenen steht wieder am Fussende des Grabes. Mit seinen Kindern an seiner Seite. Er hat die Schaufeln neben dem Grab fixiert, die es noch schneller füllen werden. Sie beobachtet ihn und zögert noch, weil sie fühlt, wie sich langsam und zum ersten Mal das Mitgefühl für ihren Klienten um ihr Herz schmiegt, den sie jetzt wieder überfordern würde, aber dann denkt sie an die Verstorbene. Für sie schlägt ihr Herz stärker, und mutig zieht sie das Blatt Papier aus ihrer Hosentasche. *An dieser Stelle möchte ich noch ein Gedicht vortragen, das der Verstorbenen viel bedeutet hat*, sagt sie an die Trauergäste gewandt, faltet es auf und liest:

*»Ich ging in den Garten der Liebe,  
und ich sah, was ich nie gesehen hatte:  
Eine Kapelle wurde in der Mitte erbaut,  
wo ich einst auf grüner Wiese spielte.*

*Und die Tore dieser Kapelle waren verschlossen,*

*Und „Du sollst nicht!“ stand über der Tür.*

*So ging ich in den Garten der Liebe,  
der so viele süße Blumen in sich barg.*

*Und ich sah, er war mit Gräbern gefüllt,  
und Grabsteinen, wo Blumen sein sollten.*

*Und Priester in schwarzen Roben drehten ihre Runden,  
und banden in Dornen meine Freuden und Begierden.«<sup>1</sup>*

Alle blicken sie jetzt starr in das Loch in der Erde, in dem ein Mensch liegt. Einige holen ihre Taschentücher wieder hervor oder husten, weil sie husten müssen oder nur husten wollen. Ein paar wenige wagen es, sich verstohlen umzuschauen, um die Reaktionen in den Gesichtern der anderen zu erhaschen. Niemand aber wagt es, etwas zu sagen. Dann rührt sich auch niemand mehr. Es wird für eine Weile unangenehm still. Alle scheinen auf ein erlösendes Wort oder eine Regung zu warten, die ihnen allen sagt und zeigt, dass die Bestattung vorbei ist.

Nichts passiert. Bis sich endlich der Ehemann regt und sich angestrengt räuspert. Er macht einen Schritt auf das offene Grab zu. Und als hätten sie eine Eingebung gehabt, packen ihn seine Kinder von beiden Seiten an den Armen und halten ihn fest. Im richtigen Augenblick, als er noch einen Schritt tun will, als er weitergehen will, wo es kein Weiter gibt. Sie müssen ihn jetzt mit aller Kraft festhalten. Und mit aller Kraft wehrt er sich. Eine Frau unter den Trauergästen schreit kurz auf, eine andere hält sich die Hände vor den Mund, um nicht zu schreien. Männer und Frauen erheben die Stimme und rufen durcheinander, dass man das Ganze doch jetzt beenden möge. Kinder verstecken sich hinter ihren Eltern. Der Priester schreitet ein und weist die Bestattungsmitarbeiter an, den Leuten zu helfen. Damit nicht passiert, was über einem offenen Grab nicht passieren darf. Der Ehemann und seine Kinder werden zu ihrem Schutz eingekreist und zurückgedrängt.

Der Mann fällt in die Knie und stammelt Worte, die keiner versteht. Seine Tochter und sein Sohn beugen sich über ihn. Sie berühren ihn an den Schultern und umarmen ihn, um ihn zu beruhigen, aber das Gegenteil passiert. Er fängt unkontrolliert zu zucken an, sich zu schütteln, und weiter wirr vor sich hin zu stammeln, die Hände gegen seine Augen gedrückt. Bis sie merken, dass er weint, so untröstlich und hoffnungslos weint, dass es sie, seine Kinder, überfordert. Sie versuchen, wenigstens zu verstehen, was er da die ganze Zeit sagt. Jeder hört

---

<sup>1</sup> *Englisches Original aus dem Jahr 1794: „The Garden of Love“ von William Blake (1757 – 1827)*

es, keiner versteht es. Sie sagen ihm das, bis er deutlicher wird: »Es war nicht genug!« ruft er – und wiederholt es gleich wieder: »Es war nicht genug!« Er wiederholt es so oft, dass es nicht mehr normal klingt, dass es Angst macht, dass man nur noch davonlaufen will. Manche Trauergäste tun es auch. Sie laufen mit ihren Kindern davon. Andere drehen sich weg und suchen zwischen anderen Gräbern Abstand. Die, die gebliebenen sind, flüchten sich innerlich davon. Keiner kann es mehr mit ansehen, keiner mehr hören, was er nicht aufhören kann zu sagen.

Und da hat auch die Trauerrednerin eine Eingebung, vielleicht einen gottgesandten Impuls, der sie zu etwas bewegen will, was für sie in diesem Moment das unvernünftigste zu sein scheint. Aber sie schafft es, nicht weiter darüber nachzudenken, dass das, was sie jetzt tun wird, total falsch und peinlich sein könnte. Sie folgt ihrer Eingebung, diesem Impuls, geht um das Grab herum, am Priester vorbei, kämpft sich den Weg zwischen den ihr fremden Menschen frei, die den Ehemann und seine Kinder eingekreist haben. Sie drängt sich vor und ruft nach ihm. Nach ihrem Klienten. Sie nennt ihn beim Namen, spricht ihn direkt an. Seine Kinder neben ihm blicken verwirrt zu ihr hoch, erheben sich aber und gehen einen Schritt zur Seite. Als würden auch sie einem Impuls folgen, den sie noch nicht verstehen, nur dass er etwas mit dieser blonden Frau zu tun hat, die jetzt nochmal seinen Namen sagt, auf den er reagiert und verstummt. Er hebt staunend sein verweintes Gesicht aus den Händen. Sie kniet zu ihm runter, auf die Erde, sieht ihm in die Augen und umarmt ihn. Sie umarmt ihn auf eine Weise, dass er spürt, dass sie ihn nicht gleich wieder loslassen will, dass sie ihn nicht nur kurz, sondern lange festhalten wird. Vor aller Augen. Sie sagt dabei kein Wort. Er sagt auch nichts mehr, während er langsam seine Arme um diese fremde Frau legt, mit ihr schweigt und ruhig wird. Alle beruhigen sich wieder. Es ist vorbei.

\*\*\*

Sie, die Trauerrednerin, sitzt eine Stunde später wieder allein in ihrem Auto. Auf dem verlassenen Parkplatz der Kirche. Nur sie ist noch da, die Hände ans Lenkrad gelegt, um vor sich hinzustarren und zu weinen. Sie weint lange und so heftig, dass sie keinen Blick in den Rückspiegel wagen würde. Sie weint um die Liebe, die so oft ein ungelebtes Leben führt, die in so vielen Menschen begraben liegt, wofür sie keine eigenen Worte findet, und nur noch wiederholt denken kann: *Es ist nicht genug.*

»Dies kann ich verkünden... dass die Dinge, die im Himmel sind, wirklicher sind als die Dinge, die in der sichtbaren Welt sind.«  
(Emanuel Svedberg, 1688 – 1772)